



Malzachers jüngste Kino-Arbeit: „La Vie en Rose“, hier mit Marion Cotillard und Gérard Depardieu. Foto: Constantin Film

Wer auffällt, hat versagt

Axel Malzacher ist einer der besten Synchron-Regisseure Deutschlands

Das ist die Geschichte von einem Mann, der kaum wahrgenommen wird. Von seinem Beruf, der keinen interessiert. Und von einem Preis, über den niemand berichtet. Dabei ist er einer der Talentiertesten seines Fachs, ist offen und charmant. Früher hat er waschkorbeweise Briefe von jungen Mädchen bekommen. Der Mann heißt Axel Malzacher und ist einer der besten Synchronregisseure Deutschlands; dafür wurde er jetzt mit dem „Deutschen Preis für Synchron“ ausgezeichnet.

Für den gebürtigen Münchner ein langer Weg – ein Weg, der im Rollstuhl begonnen hat, verlorene Söhne ebenso einschließt wie den jungen Indiana Jones, und der vorerst bei aktuellen Kinofilmen wie „La Vie en Rose“ oder „Der gute Hirt“ endet. Aber der Reihe nach: Angefangen hat Axel Malzacher in Salzburg, am altherwürdigen Mozarteum studierte er in den achtziger Jahren Schauspiel – „mit allem Drum und Dran“, wie er beim Gespräch in einem Schwabinger Café lachend erzählt. Nach einem kurzen Gastspiel am Theater St. Gallen („das war es nicht“) landete er in der erfolgreichen ZDF-Serie „Hotel Paradies“: Er spielte eine Hauptrolle als querschnittgelähmter Sohn im Rollstuhl, Berichte in der *Bravo* und zahlreiche Autogrammwünsche waren die Folge. „Die Leute in der U-Bahn freuten sich, dass ich wieder laufen konnte. Das war lustig.“

In dieser Zeit lernte der junge Schauspieler auch die Schattenseiten des Ruhmes kennen: Die Boulevardpresse machte ihm genauso zu schaffen wie das Ende der Serie. „Denn was kam danach?“ Malzacher macht eine dramatische Pause, um mit einem Vergleich fortzusetzen: „Nichts! So wie bei meinem Vater.“ Er stammt aus einer Schauspielerfamilie, Vater Gig Malzacher spielte in den sechziger Jahren die Hauptrolle in der Fernsehserie „Der Nachtportier meldet...“; der darauf folgenden Auftragsflaute entkam er, indem er Synchronsprecherjobs annahm. Alte Kontakte des 1980 verstorbenen Vaters brachten den Sohn Anfang der Neunziger ins Synchronstudio. Über seine ersten Aufträge berichtet er wie von einem Wink des Schicksals: „Am Anfang habe ich nur verlorene Söhne gesprochen“, in Serien, deren Titel heute längst vergessen sind.

Seine erste richtig große Sprecherrolle bekam er dann in „Die Abenteuer des jungen Indiana Jones“. Obwohl George Lucas, der Schöpfer der Serie, damals extra nach Deutschland flog, lernte er die deut-



Axel Malzacher.

Foto: oh

sche Stimme seines Helden nicht kennen. Das ist nicht ungewöhnlich: In all den Jahren ist Malzacher weder Stars noch Mächern begegnet – bis auf vorigen November, als er dem Bond-Gegenspieler Le Chiffre alias Mads Mikkelsen vorgestellt wurde. „2006 habe ich den Hattrick geschafft: Ich habe in drei der erfolgreichsten Filmen des Jahres die Bösewichte gesprochen“, erzählt er stolz – neben „Casino Royale“ waren das noch die Fieslinge aus „Da Vinci Code“ und „Fluch der Karibik 2“. Stammsprecher für einen Schauspieler ist er nicht, doch Sprechrollen allein sind dem Mittvierziger lange nicht mehr genug: Seit 1995 arbeitet er auch als Synchronautor und -regisseur, oft in Doppel- oder Dreifachfunktion. „Sprechen ist wie ein Heißluftgerät. Das wärmt dich nur in dem Moment. Wenn du es ausmachst, ist es sofort kalt im Zimmer.“

Heiß geht es dagegen her, wenn Malzacher Regie führt. Da viele Hollywoodfilme weltweit am selben Wochenende anlaufen, ist die Zeit immer wahnsinnig knapp; er arbeitet häufig mit vorläufigen Fassungen, „die aber oft noch komplett umgeschnitten werden“. Zur Vorbereitung liest er alles, was er in die Finger bekommt: Originalromane, Biographien, Dossiers. Hat er erst die Drehbücher in Händen, beginnt die detektivische Suche nach Anspielungen, Insider-Gags und heimlichen Botschaften. „Als Regisseur muss ich auf alles eine Antwort geben und die Zusammenhänge erklären kön-

nen. Die Sprecher sind ja von meinem Wissen abhängig.“ Das seien aber erst die Grundlagen – richtig schwierig wird es, wenn die Dialoge auf Lippensynchronismus überprüft werden müssen. Eine noch so elegante Übersetzung bringt nichts, wenn die Labiale und der Rhythmus nicht mit dem Original übereinstimmen.

Auf die Frage, was denn wichtiger sei – eine möglichst genaue Übersetzung oder die Abstimmung von Gesicht, Gestik und Labialen – antwortet Axel Malzacher hintergründig: „Je synchroner ich im Ganzen bin, umso mehr kann ich mir im Kleinen leisten, asynchron zu sein.“ Ein bisschen Geheimnis muss bleiben, recht machen kann er es dem Publikum sowieso nie: „Wann wird denn die Synchronisation schon erwähnt? Nur wenn sie angeblich schlecht ist.“ Anfeindungen stehen auf der Tagesordnung; in Internetforen fordern Fans regelmäßig nach Originalfassungen. Am Beispiel der Serie „Will & Grace“, für die er alle 198 Folgen eingedeutscht hat, hält Malzacher dagegen: „Ich möchte behaupten, dass ein Großteil dieser Leute vielleicht gerade einmal 70 Prozent davon versteht, was im Original gesprochen wird.“ Und komplexe Filme wie „Syriana“ habe selbst im Synchronstudio niemand wirklich begriffen. „Als Dialogregisseur bin ich wahrscheinlich der Einzige, der den Film komplett verstanden hat“, meint er lachend, fügt aber nach einer kleinen Pause einschränkend hinzu: „Das sage ich jetzt nicht, weil es toll klingt, sondern weil das die logische Folge der intensiven Beschäftigung mit dem Thema ist.“

Der Film, für den George Clooney den Oscar bekam, brachte dem Münchner den „Deutschen Preis für Synchron“ als bester Regisseur ein. Gerade weil seine Arbeit von vielen als reine Dienstleistung angesehen wird, freut er sich umso mehr über die Aufmerksamkeit – auch wenn das öffentliche Interesse an der Preisverleihung gering war. Ob er denn mit seinen berühmten Schauspielkollegen noch einmal tauschen würde? Er überlegt kurz, meint dann aber: „Wenn ich heute an einem Filmset vorbeikomme und die ganzen wichtigen Leute mit ihren Headsets rumlaufen sehe, reizt mich das nicht mehr.“ Ein wenig mehr Anerkennung von Kritik, Publikum und Branche fände er trotzdem schön. Dann macht er wieder eine Pause und sagt: „Das ist aber das Problem an meinem Job: Je weniger er auffällt, desto besser ist er.“

JOSEF GRÜBL